

PIROGOV, NIKOLAI

**Ueber die Vorurtheile des Publicums  
gegen die Chirurgie : Fest-Rede, am  
Thronbesteigungsfeste Sr. Kaiserl. Majestät  
Nicolai I. den 20. Nov. 1836 / gehalten von  
Dr. N. Pirogoff**

Dorpat  
1836

University Library of Tartu: Est. A-4491

# EOD – Millions of books just a mouse click away! In more than 10 European countries!



## Thank you for choosing EOD!

European libraries are hosting millions of books from the 15th to the 20th century. All these books have now become available as eBooks – just a mouse click away. Search the online catalogue of a library from the eBooks on Demand (EOD) network and order the book as an eBook from all over the world – 24 hours a day, 7 days a week. The book will be digitised and made accessible to you as an eBook.

## Enjoy your EOD eBook!

- Get the look and feel of the original book!
- Use your standard software to read the eBook on-screen, zoom in to the image or just simply navigate through the book
- *Search & Find:* Use the full-text search of individual terms
- *Copy & Paste Text and Images:* Copy images and parts of the text to other applications (e.g. word processor)

## Terms and Conditions

With the usage of the EOD service, you accept the Terms and Conditions provided by the library owning the book. EOD provides access to digitized documents strictly for personal, non-commercial purposes. For any other purpose, please contact the library.

- Terms and Conditions in English: <http://books2ebooks.eu/odm/html/utl/en/agb.html>
- Terms and Conditions in Estonian: <http://books2ebooks.eu/odm/html/utl/et/agb.html>

## More eBooks

Already a dozen libraries in more than 10 European countries offer this service.

More information is available at <http://books2ebooks.eu>

02702.  
Ueber die

# Vorurtheile des Publicums

gegen die

## Chirurgie.

Fest-Rede,

am Thronbesteigungsfeste Sr. Kaiserl. Majestät

**NICOLAI I.**

den 20. November 1836,

gehalten von

**Dr. N. Pirogoff,**

Professor extraord. der Chirurgie.



In Druck gegeben zum Besten mittelloser Kranker  
im chirurgischen Clinicum.



**Dorpat,**

gedruckt bei J. C. Schünmann, Universitätsbuchdrucker.

**1836.**

Der Druck dieser Rede ist unter der Bedingung  
gestattet, daß nach Vollendung desselben fünf Exemplare an  
die Censur-Comität abgeliefert werden.

Dorpat, den 2. Dec. 1836.

Staatsrath Friedr. Erdmann, Censor.

ESTICA

A-449i.

ent  
TRÜ Raamatukogu

8561

i 93334805

## Hochgeehrteste Versammlung!

Sie werden es mir, als einem Arzte, vielleicht zu gute halten, wenn selbst der Glanz und die Herrlichkeit des heutigen Tages mich nicht davon abhielten, gewisse Mängel und Fehler der Menschen zum Gegenstande unserer Betrachtung gewählt zu haben; denn mag auch die Physiologie durch die ausgezeichnetsten Entdeckungen von Tage zu Tage ihre größten Triumphe feiern, — so bleibt für den Arzt doch immer die fehlerhafte Seite der Menschen die interessantere; fortwährend beschäftigt, wie er ist, mit diesen Abweichungen vom Gesundheitszustande, unterläßt er es auch selbst da nicht, wo er sich mitten unter der Blüthe des vollen Lebens befindet, an die krankhaften Zustände und Fehler desselben zu denken und sich im Geiste damit zu beschäftigen; ja sogar, — und das will noch mehr sagen, — je weniger dergleichen Fehler er an den ihn Umgebenden bemerken wird, desto überraschender wird ihm ein solcher Contrast erscheinen müssen, und gerade um desto mehr wird er sich getrieben fühlen, an jene ihm gleichsam lieb gewordenen Fehler zu denken und von ihnen zu reden.

Auf diese Weise, will ich hoffen, wird daher auch mich dieses kurze Vorwort entschuldigen, wenn ich heute bey der glänzenden Feier dieses Tages, und gewiß vor der gebildetsten Gesellschaft Rußland's dastehend, es unternehme, gegen die dunkeln Vorurtheile des Publicum's und zwar gegen eine der erhabensten Künste, — wie es die Chirurgie ist, meine Stimme zu erheben.

Wir sind täglich die Zeugen von der Bewunderung, von dem Entzücken, welche das Publicum den Künstlern angedeihen läßt, die das Ohr mit der Harmonie der Tonkunst und das Auge mit der Farbenpracht der Malerei erfüllen; derjenige wird sich in Wahrheit beschämt fühlen müssen, der in einem gebildeten Kreise seine Abneigung gegen diese Künste oder sogar seine Unkenntniß mit denselben an den Tag zu legen wagen wollte. — Und wie, frage ich, betrachtet eben dasselbe Publicum eine hohe Kunst, die mit Eisen- und Feuerbewaffneter Hand zu den verborgensten Quellen des Lebens dringt? — — Schon seit je her entsprach das Schicksal der Chirurgie nicht den edlen Bemühungen ihrer Heroen und wenn wir diejenigen Nebelperioden unserer Kunst, wo, wie man sagt, die Götter und die Könige sich mit ihr abgaben, ausnehmen; wenn wir ferner von einigen Königen, die mehr aus einer sonderbaren Laune, als aus einem wirklichen Interesse für die Kunst, sich mit der Binde und mit der Lancette zu beschäftigen verstanden, schweigen; — und wenn wir endlich die einzige Nation, welche sich mit Recht rühmen kann, die Chirurgie bei sich acclimatistirt zu haben, übersehen wollten; — so erblicken wir überall, daß entweder das Volk die Chirurgie, oder umgekehrt, die Chirurgie das Volk fürchtete und die Flucht ergreifen mußte. Wer von den Kunstgenossen kennt nicht die so berühmte gewordene Geschichte des Chirurgen Archagatus, der vom Römischen Volke den schändlichen Beinamen „Carnifex“ erhielt, und sich zuletzt genö-

thigt sah, aus Rom zu entfliehen? Die Nachwelt hat bereits entschieden, wer von beiden hier die Schuld trage: der kühne Archagatus, der mit dem Messer und dem Glüh-eisen in der Hand, die unheilbaren Uebel auszurotten strebte, — oder der unwissende Pöbel, der in jenem Messer nichts, als das furchtbar zerstörende Werkzeug, in jenem Glüh-eisen nichts, als die schaudererregende Flamme sah und fürchtete, und weder die heilbringende Hand, die sie leitete, noch den Gedanken, der sie bewaffnet hatte, ehrte und achtete. Dank den weisen Gesetzen der Regierungen! unsere Kunst wird jetzt nicht mehr als das „negotium sordidum“ der Römer verstoßen, die Wundärzte werden jetzt nicht mehr aus den Städten gejagt, und kein Mönch, unter dem Vorwande „daß die Kirche das Blut verabscheut“ verbietet uns jetzt mehr die Ausübung der operativen Chirurgie; — aber jetzt fürchtet uns das Volk! — Das Wort „Operation,“ der Blick auf die glänzende Messerflinge, sind schauderhaft für unser Publicum, — und warum? Mir ahnet die Antwort, die man mir gleich darauf geben wird: „Weil das schmerzhaft ist“ wird mir der Laie sagen: „weil das die empfindlichsten Nervenenden zerreißt und vernichtet“ wird die Antwort des Arztes sein. Allein obgleich ich weiß, daß ich mich der Gefahr aussetze, den Ruf eines Sophisten zu erhalten, so wage ich es doch frei zu behaupten, daß die Wirkung des Messers auf das organische Gebilde bei weitem nicht so schmerzhaft ist, als man es sich gewöhnlich vorstellt, bei weitem nicht so schaudervoll, als man es aus dem Geschrei und dem Winseln der Kranken vermuthen sollte. Ich kann es mit Hunderten von Beispielen aus meiner eigenen sowohl, als fremden Erfahrung belegen, daß die falsche Einbildungskraft, die Unentschlossenheit und vor allen Dingen der Mangel an innerer Ueberzeugung von dem Nutzen der Operation, kurz, daß Ignoranz und Unwissenheit, nicht aber „die mechanische Trennung des Zusam-

menhanges und der Nerven“ die Hauptursachen des Schmerzes sind. — In einigen Hospitälern ist schon seit lange das Wort „operiren“ ganz verbannt worden; denn die Aerzte haben die Bemerkung gemacht, daß, sobald sie dieses schaudervolle Wort aussprechen, sogleich der ganze Krankensaal in eine aufrührerische Bewegung kömmt, das gefürchtete Wort in einem Augenblicke von Mund zu Munde fliegt, alles zu weinen und zu lamentiren anfängt, und, wenn dann nur irgend eine geringfügige Operation, wie die Eröffnung einer Eiterbeule u., im Saale selbst unternommen wird, dann ertönt ein allgemeines, größliches Concert, unerträglich selbst für die Ohren des erfahrensten Wundarztes. — „Sagen sie nur,“ — lehrte ein berühmter Practiker seine Zuhörer, einer wohlgezogenen Dame, „Sie müssen sich operiren lassen“ und man wird Sie für einen Barbar, für einen Cannibalen halten, und wenn die Dame nur ein wenig affectirte Empfindlichkeit besitzt, so fällt sie bestimmt in Ohnmacht.“ — In den Schriften des berühmten Dupuytren findet man es sogar als eine Art Regel aufgestellt, das für das französische Ohr so schrecklich klingende Wort „tailler“ ja zu vermeiden, und ein Kranker, der von ihm operirt wurde, sagte ihm einmal „ich wollte mir tausendmal lieber den Stein ausschneiden, als mich nur einmal tailliren lassen.“ Man sieht daraus, daß hier, wie ziemlich überall, das bloße Wort eine Hauptrolle spielt. — Die Einbildungskraft des Leidenden wird natürlich noch mehr aufgeregt, wenn man unnöthigerweise noch Tag und Stunde der Operation bestimmt, wenn man vor ihm oder vor seiner Umgebung Tausende von Vorbereitungen macht, die Instrumentenbestecke mit den glänzenden Messern und Scheeren auseinanderlegt, eine wichtige oder traurige Miene annimmt, oder wenn der Wundarzt aus einer hier unzumuthigen Sauberkeit sich durch ein schwarzes oder weißes Bortuch vor dem Blute zu schützen sucht, wenn er die Operation nicht anders machen kann,

als wenn er die Bündel und die Operationstische aufstellt, kurz, wenn er alles das nicht vermeidet, was in der That mehr geschickt ist, den theatralischen Eindruck zu vermehren (wenn die Chirurgie desselben bedürftig wäre), als die aufgeregte Phantasie der Kranken zu beschwichtigen. Hierzu kommt noch, daß die Angstlichkeit der Kranken mit der Operation allein noch nicht getilgt ist; denn der peinliche Gedanke an den ersten Verband, welcher sich wie eine Sage von einer Generation der Kranken zur anderen forterbt, quält dieselben noch fortgehend. Auf diese Weise haben unsere Vorfahren mit ihren complicirten Hilfsmitteln und mit einem mächtigen Wust von Verbandstücken den Fortschritten der Kunst auf eine zweifache Weise geschadet, indem sie dadurch nicht allein die Ausübung der Chirurgie erschwert, sondern auch die Reputation derselben beim Volke offenbar herabgesetzt haben. — — —

Wer sich noch nicht durch die Erfahrung davon überzeugt hat, der kann sich kaum eine Vorstellung davon machen, mit welchem Muth und mit welcher Kraft zum Aushalten einer Operation die innere Ueberzeugung und der feste Vorsatz, den Kranken auszurüsten. — Es giebt für den Wundarzt nichts Schwereres und Unangenehmeres, als einen, in tiefer Ignoranz versunkenen und von dem wesentlichen heilbringenden Nutzen der Operation durchaus nicht überzeugten Kranken zu operiren; eine jede Bewegung der Hand des Wundarztes, eine jede Vorbereitung zur Operation wird von einem solchen Kranken mit einem schaudererregenden Geschrei begleitet. Unser Bauer, wenn er endlich nach langem Zureden, halb genöthigt, auf den Operationstisch, wie auf ein sicheres Todesbett, muthlos und zusammengesunken gesetzt wird, vermögte wahrhaftig selbst den Muth und die chirurgische Entschlossenheit des kühnsten Operateurs zu erschüttern. In den klinischen Stunden haben meine Zuhörer genug Gelegenheit gehabt zu beobachten, daß schon allein die bloße Bestimmung

des Schnittes mit Feder und Dinte im Stande war, solche Kranke zu einem heftigen Aufschreien zu bewegen, womit sie die vermeintlichen Schmerzen ausdrücken wollten. — Es ist ferner bekannt, daß die Aerzte, die Studirenden der Medicin, die Officiere auf dem Schlachtfelde, kurz, alle diejenigen, welche entweder durch das Studium oder durch die Eingebungen der Vernunft, oder durch die Erfahrung belehrt und von dem wahrhaften Nutzen der Operation überzeugt sind, dieselbe im Allgemeinen auch viel standhafter und muthvoller aushalten. Die plastischen Operationen endlich liefern uns das deutlichste Beispiel davon, wie das Schneiden, das Stechen u. des empfindlichsten Theiles unseres Körpers — des Gesichts, — oft Stunden lang von dem Kranken ausgehalten werden können, ohne daß dieselben auch nur den geringsten Laut von sich gäben, wenn nemlich entweder die Eitelkeit mit im Spiele ist, oder eine feste Ueberzeugung den Kranken beherrscht. Ich selbst habe schon mehre dergleichen Beispiele erlebt, — wo Kranke des anderen Geschlechts, auf den Antrieb der Eitelkeit, sich den schmerzhaftesten plastischen Operationen unterwarfen, ohne dieselben auch nur mit dem schwächsten Klage-laute zu begleiten. Allein am schlechtesten bekommen die chirurgischen Operationen denjenigen Kranken, die, mit keinem natürlichen Muth begabt und keine innere Ueberzeugung im Herzen tragend, mehr durch vieles Zureden zur Operation angespornt wurden, und sich nun bei derselben recht muthvoll zeigen wollten; denn man hat leider bemerkt, daß gerade solche Individuen bald nach der Operation in eine fürchterliche Gleichgültigkeit verfallen, und, in Folge eines inneren Kampfes mit sich selbst, bald darauf ihr Leben mit dem Erschöpfungsstode beschließen. Solche unglückliche Kranke geben einen offenbaren Beweis dafür ab, daß die Standhaftigkeit in dem Aushalten einer Operation durchaus etwas anderes, als ein gewöhnlicher Muth ist. Ich wiederhole es daher nochmals: derjenige

Kranke, der eine Operation standhaft aushalten will, muß nicht allein den Muth, sondern — und das ist die Hauptsache, — auch die feste Ueberzeugung von dem Nutzen, ja, von der Nothwendigkeit der Operation im Herzen tragen. Man fragt mit Recht, woher gerade die tapfersten Leute so auffallend messerscheu sind, woher der Russische Soldat, dessen Tapferkeit und Ausdauer der ganzen Welt bekannt sind, woher gerade er der schwächste und kleinmüthigste Patient ist, den man sich nur zu einer Operation auswählen könnte? Die Antwort ist auch hier: weil es ihm an der inneren Ueberzeugung fehlt. Ein Soldat, an dem ich wegen eines Aneurysma die Schenkelarterie unterband, schrie fürchterlich während der ganzen Operation; „hat dir das so weh gethan?“ fragte ich ihn nach derselben. „Nein!“ antwortete er, aber ich glaubte, man würde mir das ganze Bein abschneiden.“ Die Operation hatte nemlich an einer, vom Aneurysma entfernten, ganz gesunden Stelle gemacht werden müssen. — Es ist in Wahrheit zu bedauern, daß weder das kranke, noch das gesunde Publicum es begreifen kann, wie eigentlich die Chirurgie, so wie die ganze Medicin, nur eine Wahrscheinlichkeitswissenschaft ist, — wie alle unsere Gründe für die Nothwendigkeit einer Operation sich nur auf der Wahrscheinlichkeit stützen; — da stimmen alle vernünftigen und erfahrenen Aerzte darin überein, daß ein Glied abgelöst werden müsse; allein der Kranke weigert sich, nun kommt ein Quacksalber, der Kranke bezieht sich in seine Cur, wird gesund und zeigt nun sein Bein überall und bei jeder Gelegenheit als einen sprechenden Beweis von der Unwissenheit der Aerzte, von der Unvollkommenheit der Medicin und von den Wundergaben des Quacksalbers; „die Aerzte schneiden die Füße unnüherweise und aus Vergnügen ab,“ wiederholt der Haufe, — und so geht der Ruf der Kunst zu Grunde. Das Publicum hat hier scheinbar Recht, der Arzt ist schuldig. Allein ich spreche es

trotz dem doch aus, daß der Kranke, der hier seinen Fuß behalten hatte, doch Unrecht that ihn zu erhalten und daß das Benehmen des Arztes der ihn abnehmen wollte, durchaus nicht zu tadeln, sondern im Gegentheil noch zu loben ist. Ein Beispiel möge auch hier diese meine, so sophistisch klingende Meinung erklären. Wie wird man Denjenigen heißen, der um sein Leben darauf wettete, daß er den einzigen weißen Ball unter hundert schwarzen aus einer Urne ziehen würde? Wird man ihn nicht unerhört frech, ja, geradezu toll nennen? Und doch wettete er und gewann die Wette. Dasselbe thut der Kranke, der — trotz dem Rathschlage der erfahrensten Wundärzte sich einem Quacksalber anvertraut, — seine Gliedmasse wird zufällig gerettet, aber durch welches aberwitzige Wagniß!!! Denn die Erfahrung hat es mit, leider! zu zahlreichen Beispielen bestätigt, daß in solchen Fällen von hundert nur einer oder zwei mit der Erhaltung des kranken Gliedes davonkommen, während die übrigen neun und neunzig eine sichere Beute des Todes wurden. Wie sollen wir hierüber urtheilen? Sollen wir dem Kranken unsern Beifall zusprechen, der „die durch die Erfahrung geheiligten Maximen der Kunst“ verwerfend, sein Leben dem Spiele des Zufalls überließ, oder sollen den Arzt tadeln mit seinem consequenten, vernunftmäßigen Verfahren? — — — Man pflegt gewöhnlich dabei zu sagen, ein jeder Amputirte sei ein lebendiges Document von der höchsten Unvollkommenheit der Kunst; — was mich betrifft, so will ich lieber meine Kunst unvollkommen heißen lassen, als meinen Nächsten ein Glied herumschleppen sehen, welches er mit Tausenden von Dualen, mit eigener Lebensgefahr erkaufte, und welches ihm am Ende doch — unbrauchbar geblieben ist!!! —

Nach allen diesen Prämissen glaube ich mit Recht behaupten zu können, daß das Publicum die Chirurgie von ihrer physischen und politischen Seite aus, gewöhnlich falsch beurtheilt; die chirurgischen

Operationen sind also bei weitem nicht so schmerzhaft, als man sie sich gewöhnlich vorstellt; ja! ich gehe noch weiter, und will es nachweisen, daß chirurgische Operationen nicht nur nicht ein schmerzregendes, sondern sogar ein schmerzstillendes Mittel sein können. Abgesehen von einer Menge kleiner Operationen, bei welchen durch einen Stich, durch einen Schnitt eine wohlthätige Blutentziehung bewirkt wird, und an deren schmerzstillende Wirkung kein Mensch zweifelt, wie z. B. das Aderlaß, die Eröffnung einer Eiterbeule — kann ich zum Beweise meiner Meinung bei weitem wichtigere Operationen anführen, und zwar die Ablösung der Glieder, die Amputation selbst. Wer schon einmal die klägliche Physiognomie eines bleichen, erschöpften Kranken gesehen hat, der in Folge eines ernsthaften Knochenleidens mehre Nächte schlaflos zubrachte, dessen Lebenskräfte sich durch die fürchterlichsten Schmerzen und in glühender Fieberhitze augenscheinlich aufreiben, und wer denselben Kranken schon eine Stunde nach der Amputation in einem sanften Schlafe versunken ruhig da liegen sieht: der wird es mir gewiß einräumen, daß die schmerzstillenden Kräfte des Opiums und der Blausäure nichts sind gegen diejenigen einer Amputation!! — — —

Ich muß nun aber noch ein trauriges Geständniß ablegen, daß nämlich nicht allein die Kleinmüthigkeit und die Unwissenheit des Volkes in unserm Vaterlande die Fortschritte der Chirurgie hindern, sondern daß die Aerzte, die Aerzte selbst, sage ich, dazu nicht wenig beitragen. Ein Arzt, der sich mit der Chirurgie nur wenig oder gar nicht abgiebt, betrachtet die Operationen sogar noch ängstlicher, als das Publicum selbst. Schon der geringste auszuführende Schnitt wird für ihn die Quelle der sonderbarsten Vermuthungen; er vergißt auch, daß die Chirurgie auf die Wahrscheinlichkeitslehre gegründet ist; er hat nur die unglücklichen Fälle, von denen er gelesen oder in seinem Leben einmal ge-

hört hat, vor Augen; er sucht die Operation auf alle mögliche Weise zu verschieben, und will mit Gewalt einen chirurgischen Fall noch länger im Gebiete der innern Medicin zurückhalten. Täglich werden uns Beispiele vor die Augen geführt, wo unter der Leitung von solchen Aerzten die scheußlichsten Afterproducte sich zu einer enormen Größe entwickelten, und dann schon zu reif geworden sind, um noch mit dem Messer entfernt werden zu können. Die so großsprecherische Homöopathie liefert den Wundärzten tagtäglich dergleichen Fälle, die schon so verschleppt sind, daß alle Geschicklichkeit und Kühnheit an ihnen leider! nur unnütz versucht werden müssen. Am merkwürdigsten ist dabei noch eine sonderbare Eitelkeit dieser Aerzte, indem sie zu solchen Kranken selten einen sachverständigen Kollegen hinzurufen. Wenn von zwei Stimmen die eine sich für, die andere gegen die Operation ausspricht, so ist es natürlich, daß der Kranke es mit derjenigen hält, die ihm das weniger schwer und schrecklich Scheinende verheißt. — Ich muß mich auch hier gegen ein, meines Erachtens nach, grundfalsches Princip erklären, welches sowohl im Publicum, wie unter den Aerzten allgemein verbreitet ist: es besteht nämlich, seit undenklichen Zeiten her, der Glaube, daß eine jede chirurgische Operation, — ich weiß aber nicht zu sagen, warum? — das letzte Hülfsmittel, die letzte Zuflucht der Kranken sowohl, wie des Arztes sei. Diesem Principe getreu, wartet man und verschiebt sie so lange, bis die endlich unternommene Operation wirklich das Letzte geworden ist, was noch vor dem Tode übrig blieb. Daher sind die Wörter „Operation“ und „Tod“ in dem Sinne eines Laien identisch geworden, und die meisten Kranken pflegen sich der Operation nicht eher zu unterwerfen, als bis sie erst ihre Angelegenheiten geordnet, ihr Testament aufgesetzt, sich durch die Beobachtung religiöser Ceremonien gefast, — und nachdem sie von ihren Freun-

den und Verwandten feierlich Abschied genommen haben, — setzen sie sich endlich auf den Operationstisch. Aber das Alles schadet dem glücklichen Erfolge der Operation gerade am meisten. Es ist eine unbestreitbare Wahrheit, daß manche Operation an und für sich nicht mehr und nicht weniger gefährlich ist, als eine starke Dosis Opium, als ein heftiges Brechmittel, oder als eine Quecksilberkur; denn hat man nicht genug beweisende Beispiele von dem tödtlichen Ausgange nach der Anwendung dieser Mittel, — selbst von den erfahrensten Ärzten? Tödtet nicht bisweilen eine übermäßige Quantität des Quecksilbers ganz plötzlich? Die Unterdrückung einer gewohnten Secretion durch ein inneres oder äußeres pharmaceutisches Mittel hat schon mehr als einmal einen unglücklichen Ausgang genommen, — und doch! weil das Alles nicht so sichtbar, nicht so augenscheinlich ist, wie die Wirkung des Messers, weil hier alle therapeutischen Fehlgriffe des Arztes zugleich mit der Leiche zu Grabe getragen werden, — will Niemand sich die Mühe geben, die Gefahr solcher Mittel mit derjenigen des Messers zu vergleichen. Diese unglückliche Idee, die Operation als das letzte Hülfsmittel zu betrachten, haben schon Tausende von Kranken mit dem Leben bezahlen müssen. Hat man es erst dem Schüler als eine Regel vorgeschrieben, dann bleibt sie doch in seinem Gedächtnisse die herrschende; trotz dem, daß man nachher Ausnahmen machen möchte, wie man will, wird er doch nie eher das Messer aus dem Bestecke ziehen, als er nicht zuvor den ganzen Vorrath pharmaceutischer Mittel nach der Reihe vergebens durchversucht hatte. Es leidet ein Mensch an einer Einklemmung, indem ein strick- oder bandförmiges festes Gewebe irgend ein zartes Organ einschnürt; was ist hier natürlicher, als den Strick so schnell als möglich zu durchschneiden? Und doch, um eine Operation zu vermeiden, die bei weitem nicht so gefährlich ist, als die Einklemmung selbst, wenn sie

ein Paar Stunden gedauert hatte, ist man auf die tollsten Ideen gekommen, und hat die abentheuerlichsten Vorschläge gemacht, das einschnürende Band durch allerlei Salben, ja selbst durch die galvanische Kraft zu erschaffen! Statt einer Menge von Beispielen wollen wir hier nur eins herausheben. Ich erinnere an den Brustkrebs, dieses bekanntlich so furchtbare Leiden. Im Anfange der Krankheit wäre die Ausschneidung eines bohnengroßen Knötchens eine eben so leichte, als wenig gefährliche Operation, und der Tod nach derselben müßte etwas Unerhörtes sein; allein dem scholastischen Principe nach, welches der menschlichen Empfindsamkeit so anmüthig schmeichelt, soll die Operation durchaus das letzte Mittel bleiben; also zuerst müssen durchaus alle möglichen Ingredienzien der Apotheke ausprobiert werden. Es könnte doch sein, meint hier der nur zu ängstliche Medicus, daß dieses Knötchen kein Krebs, sondern nur eine einfache, eine sogenannte gutartige Geschwulst sei: ein Raisonnement, das wahrhaftig von einem großen Mangel an speculativer Fähigkeit zeigt. Denn zwischen einem vergeblichen Schmerze und der Möglichkeit der Entstehung eines furchtbaren Leidens ist, glaube ich, die Wahl nicht schwer. Das Publicum und blöde Aerzte sind in dieser Hinsicht wirklich schon zu weit, ja bis zur Unglaublichkeit weit gediehen. Der Kranke, um sich einen augenblicklichen Schmerz zu ersparen, um keine Operation aushalten zu müssen, duldet es ganz gutmüthig, daß er mit den schärfsten Aetzmitteln behandelt wird, und in den Handbüchern der Chirurgie pflanzt sich noch eine Art von Sage fort, „daß man bei den furchtsamen und bei den sogenannten messerscheuen Kranken das Messer bei Seite legen und lieber ein Aetzmittel anwenden solle.“ Es ist in der That zu bedauern, daß die Eindrücke auf das menschliche Gemüth so schnell vorübergehend sind, und daß dasselbe der Einbildungskraft in solchem Maaße unterworfen ist!—

Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit mit einigen wenigen Worten mich darüber auszulassen, wie eigentlich, wenn man logisch zu Werke gehen will, die chirurgischen Operationen betrachtet und beurtheilt sein wollen; es würde mir sehr leid thun, wenn ich mißverstanden würde, wenn man glaubte, daß ich die Gefahr der Operationen ganz leugnen wollte; im Gegentheil! ich verschweige es durchaus nicht, daß manches chirurgische Verfahren eben so gefährlich, als die Krankheit selbst ist; aber in den meisten Fällen haben der Wundarzt, wie der Kranke, gewiß wenig auf's Spiel zu setzen. Denn von der einen Seite hat man hier meist die Gewißheit, oder doch die größte Wahrscheinlichkeit des Sterbens, — und von der anderen, wenn die Operation vollführt wird, ist die Wahrscheinlichkeit der Herstellung gleich groß, als diejenige des, alsdann freilich schnelleren Todes. Ueberläßt der Kranke sich also der Natur, so vergeltet sie sein Vertrauen meist mit dem sicheren Tode; unterzieht er sich aber der Operation, so hat er mindestens eine eben so sichere Aussicht, hergestellt zu werden, als zu unterliegen; dieß Letzte aber freilich schneller, als wenn die Krankheit sich selber überlassen geblieben wäre. Der Kranke erkaufte also in diesem Falle die Möglichkeit der Wiederherstellung mit der Wahrscheinlichkeit eines schnelleren Todes. Dieß kann man als eine Art Norm für alle wichtigen Operationen annehmen. Es kann hierbei natürlich nicht die Rede sein von denjenigen Operationen, die einen kosmetischen Zweck haben: hier übernimmt wieder die Eitelkeit eine große Rolle; das Gefühl eines lästigen, trostlosen Lebens mit den verstümmelten Gesichtszügen, mit den unbrauchbaren Gliedern, ist hier das große Gegengewicht gegen die Gefahr der Operation selbst. — Ich vermag nicht immer die wohlthätige Natur darüber zu loben, daß sie unsern Körper mit jener bewundernswürdigen Fähigkeit, sich an Alles zu gewöhnen, beschenkt hat; die im Anfange furchtbarsten

Leiden werden allmählig erträglicher, ja! der Kranke lernt sie sogar vergessen; die so nahe drohende Gefahr der Krankheit scheint ihm noch entfernt zu sein; der Gedanke an die Schmerzen, mit denen die Operation verknüpft ist, ist ihm unerträglicher, als die Schmerzen der Krankheit selbst, die er schon halb vergessen hat; die dringendsten Zureden des Wundarztes werden verworfen; dieß ist eben so wahr, als wie diejenigen Kranken, die durch eine plötzliche äußere Verletzung ein Glied bedroht sehen, sich der Operation bei weitem leichter unterwerfen, als wenn das Uebel allmählig sich ausgebildet hätte. Es ist begreiflich, daß, je mehr dem Kranken Bildung abgeht, er auch um so weniger fähig ist, über seinen gegenwärtigen Zustand zu Rathe zu gehen. Ich habe es manchmal versucht, den vernünftigsten solcher uncivilisirten Kranken die Gründe, welche die Operation nothwendig machten, auseinander zu setzen; allein stets war ihre Antwort: „die Operation ist zu schmerzhaft, ich unterliege den Schmerzen.“

Ich brauche es kaum auszusprechen, daß alle diese Vorurtheile des Publicums gerade in unserem Vaterlande zusammen angetroffen werden, und daß sie den Fortschritten der Chirurgie in demselben wirklich ein kaum zu überwindendes Hinderniß in den Weg stellen. Man muß sich daher gar nicht wundern, daß, während dem es doch in den großen Städten Frankreichs, Englands und Deutschlands der Fall ist, in unseren Hauptstädten sich auch nicht ein einziger Arzt findet, der sich ausschließlich mit der Chirurgie beschäftigte. Ich spreche hier nicht von solchen Ärzten, die, ihrem eigenen Geständnisse nach, nur aus dem Grunde die Chirurgie wenig treiben, weil sie glauben, daß sie während ein Paar Stunden, die fast zu einer jeden Operation nöthig sind, zwanzig andere Krankenbesuche machen können, und folglich — et cetera; — nein! sogar wirklich talentvolle, wissenschaftlich=gebildete

Männer, sehen durch das Benehmen des Publicums sich dazu genöthigt, alle Fächer der Heilkunde gleichmäßig zu treiben. Dadurch ist der Wissenschaft viel Schaden zugefügt worden, und daher haben wir bei uns keine ausgezeichneten Männer, die, sich nur einem Zweige dieser Kunst widmend, denselben immer weiter cultivirten, ihn vervollkommneten, und mit neuen Erfindungen zu bereichern im Stande wären. Wir haben weder einen Cuviale, noch einen Säger oder Dieffenbach, unsere Kranken sind des Trostes beraubt, sich an einen Arzt wenden zu können, der zwanzig und dreißig Jahre hindurch sich immer nur mit einer Gattung von Krankheiten beschäftigt hatte. Ich bin weit entfernt, die Meinung zu hegen, daß, wenn die anderen Wissenschaften in Rußland noch so weit von der Vollkommenheit entfernt sind, die Chirurgie dasselbe Schicksal theilen müßte; im Gegentheile! die practische Chirurgie ist eine Kunst; mehre Künste, und namentlich solche, die eine Geschicklichkeit und Nachahmung zu ihrer Ausübung erfordern, haben in Rußland, in relativer Hinsicht wenigstens, den höchsten Grad erreicht; der Unterschied ist hier also klar: die Producte aller jener Künste finden gleich ihre Abnehmer; die Objecte der Chirurgie dagegen, aus Furcht, aus eingewurzelten Vorurtheilen, bleiben bis zu ihrem Tode verborgen, und die kostbarsten Schätze der pathologischen Anatomie werden ungekannt und sorglos der alleszerstörenden Fäulniß übergeben.

Aber alle diese Vorurtheile des Publicums, die auf die Kunst so nachtheilig wirken, sind noch nichts im Vergleiche mit einem Umstande, welcher von undenklichen Zeiten her der Chirurgie am meisten geschadet hat, und dessen Quelle nicht sowohl im Publicum, als unter den Aerzten selbst gesucht werden muß. Es ist nicht schwer zu errathen, daß ich von der zu großen Abhängigkeit des Arztes vom Publicum hier sprechen will. Weder das gebildete, noch das ungebildete Publicum, weder talentlose Mediz-

cafter, noch rationelle und wissenschaftliche Aerzte sind von diesem Fehler ausgeschlossen. Man hat darüber sogar Bücher geschrieben, und zwar die Aerzte selbst, wie diese Knechtschaft des Arztes unterhalten werden muß; einer der erfahrensten, der rationellsten Aerzte Deutschlands, — Richter, — schämte sich nicht, mehre Seiten von seinem classischen Werke diesem niedrigen Gegenstande zu widmen; über das „Savoir faire“ mit allen seinen Spitzfindigkeiten werden bis jetzt in einigen medicinischen Schulen Vorlesungen gehalten, und was ist denn das Savoir faire des practischen Arztes anders, als gerade ein Mittel, sich in alle Rannen des Publicums geduldig zu schicken, sich so viel als möglich von ihm abhängig zu machen? Durch diese Abhängigkeit ist es so weit gekommen, daß das sogenannte Renomée des practischen Arztes im Publicum für denselben das höchste Ideal geworden ist; Alles: Wissenschaft, Kunst, unterwirft er gern diesem Abgotte. Er zittert vor dem Publicum, und vermeidet auf alle Weise, die leider! der Kunst so häufig schadet, in seine Mißgunst zu verfallen. Um menschenfreundlich zu erscheinen, handelt er so oft unmenschlich, und, vor der allgemeinen Meinung zitternd, vergift er seinen andern, nicht minder wichtigen Beruf, für die Fortschritte der Wissenschaft zu sorgen. Es läßt sich wohl denken, daß ein solches Benehmen zuerst von den mittelmäßigen und talentlosen Aerzten eingeführt wurde, welche die ganze Medicin als Brodwissenschaft betrachteten; es hat aber gewiß manche geniale Aerzte im Zaume gehalten, und dadurch der Kunst unendlich geschadet. Der Nachtheil aber, der von dieser Abhängigkeit für die Chirurgie ins Besondere entspringt, ist auffallend. Die Kunst, wir gestehen es, ist auf eine Art von Wagniß basirt, sie verlangt immerwährend Versuche und Prüfungen, deren Folgen sich nicht bestimmt erwägen lassen, — allein alles das kann doch nicht Statt finden da, wo man so ängstlich für sein Renomée besorgt ist,

wo man fürchtet, etwas Auffallendes zu unternehmen, weil es zu gefährlich erscheint. — Unter solchen Umständen, was bleibt dem Arzte übrig, der noch einige Liebe und Lust zu seiner Kunst besitzt? er wird bald verschrieen! — Erfindet er eine neue Operationsmethode, die aller Wahrscheinlichkeit nach vielversprechend ist, wird er so unvorsichtig, die Operation zum ersten Male in seiner Privatpraxis zu versuchen, ist er so unglücklich, seinen Kranken nachher zufällig zu verlieren; — dann, wenn er noch wenig bekannt ist, kann er nie hoffen, je einen guten Ruf zu erlangen. Man muß wirklich eine gewisse Energie besitzen, um allem Diesem zu trotzen, um kaltblütig zu hören, wie man das edelste Benehmen gegen Menschen, welches nur einen rein philanthropischen Zweck hat, überall verleumdet und anders auslegt. Dank sei es den Heroen unserer Kunst, die, von dem einzigen Wunsche befeelt, den Menschen zu retten, ihren guten Ruf auf's Spiel setzten, die sogar da, wo alle bekannten Mittel der Kunst vergebens erschöpft wurden, noch neue Versuche vorgeschlagen und ausgeführt haben, das Geschrei des Pöbels hochmüthig verachtend! Die Geschichte der Chirurgie und ein gesundes Raisonnement rechtfertigen ein solches Betragen; mehre wichtige Operationen, die jetzt zum wirklichen Schmucke der Chirurgie dienen, wurden zuerst versucht, und schlugen fehl; wir würden noch jetzt in dem Irrthume schweben, die Unterbindungen der großen Arterienstämme, — diese Zierde der neuesten Chirurgie, — als für ganz unmöglich zu halten, wenn der hochverdiente Cooper durch die ersten mißlungenen Versuche seinen Muth, weiter zu prüfen, verloren hätte. Sich nur auf die Thaten der Anderen zu verlassen, nur das in Anwendung und Ausübung zu bringen, was von den Anderen bereits geprüft wurde, das zeigt von einer Feigheit, die in der Chirurgie, wie überall, ein Fehler ist.

Unter solchen Umständen bleibt also der Chirur-

gie in unserem Vaterlande nichts mehr übrig, als zu hoffen und zu warten, und trotz allen dieser, so tief eingewurzelten Vorurtheilen, glaube ich doch, daß unsere Hoffnungen nicht getäuscht werden. Von der einen Seite ist es die angeborene Geschicklichkeit unseres Volkes, von der anderen die trefflich eingerichtete Militär-Organisation, welche bekanntlich die Fortschritte der Chirurgie so sehr fördert, die in uns die tröstenden Erwartungen nähren, daß die bis jetzt nur von den Fremden unserem Lande eingeimpfte chirurgische Kunst endlich einen originellen selbstständigen Character, wie die Künste in anderen Ländern, annehmen wird; nur die Erscheinung dieser nationellen Originalität in der Kunst, aber nur sie, ist im Stande, sich für das eigne, selbstständige Leben der Kunst im Volke zu verbürgen.

Doch ich sehe wohl, daß ich hier davon spreche, wozu ich, wie es scheint, am wenigsten berufen bin, ich fühle wohl, daß ich am wenigsten zur Bildung dieser Nationalität der Kunst beitragen kann; aber von der anderen Seite weiß ich auch nicht, ob ich mich mehr darüber freuen, als es bedauern muß; nur das habe ich einzig zu bedauern, daß zu roh, zu wenig wohlklingend, zu schwach die fremde Sprache in meinem Munde ist, um die Thaten unseres erhabenen Herrschers für die innige Vereinigung der Künste und Wissenschaften mit dem Geiste der Nation würdig zu preisen und zu erheben.

---

[www.books2ebooks.eu](http://www.books2ebooks.eu)